

herausgegeben von Th. Hell.

100. Mittwoch, am 16. December 1835.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Warum spricht und schreibt man nur immer jetzt so viel über schlechte Bücher, als da sind . . . doch wozu Namen? warum empfiehlt man nicht um so dringender gute? Freilich sind die Redensarten von Lobhudelei jetzt so gewöhnlich geworden, daß man fast Scheu tragen muß, etwas recht aus Herzensgrunde zu loben, und man gibt sich mit dem Tadel ein weit gelehrteres und kritischeres Ansehen, das soll uns aber doch nicht abhalten, zwei, uns eben in die Hände fallende Werke junger Schriftsteller recht warm und herzlich anzupreisen, da sie es wenigstens nach unserer Ueberzeugung vor vielen verdienen, daß man auf sie und ihre Verfasser aufmerksam mache.

Das erste ist:

Heinrich der Finkler, König der Deutschen.
Ein historisches Schauspiel in 5 Akten, von Julius Rosen. — Leipzig, liter. Museum. 1836. 8. 232 S.

Es weht ein echt deutscher Hauch durch diese Blätter, hier und da allerdings etwas rauh, aber auch das ist eben recht. Seit langer Zeit ist uns kein dramatisches Produkt vorgekommen, das so ganz den Stempel der Zeit an der Stirn trage, in welcher die Handlung vor sich geht. Es ist so wenig Modernes, so wenig Gemachtes darin, daß man sich unwillkürlich versetzt glaubt in die alten Eichenwälder und unter die rohen, aber biedern Menschen, treukräftig und unverstellt, aber derb und einfach in Wort und That. Und wie so ganz anders treten doch noch jene Ungarn und Wenden gegen die im Geiste des Christenthumes veredelten Deutschen auf, wie originell und charakteristisch, und doch nicht so tief erniedrigt, daß das Gedicht es nicht noch ertrüge! Es ist alles Leben und Wahrheit, will nicht mehr seyn als eben dies, und wird gerade dadurch zu etwas recht Gediegenem. Gleich einer heiteren Volksweise zieht sich auch der Humor durch die ernstern Verhältnisse von Deutschlands Umgestaltung. Dieser Vogelsteller Staudenbein, der zu dem Steckensperde seines Herrn so trefflich paßt, ist ein echt Shakespeare'scher Charakter, aber keiner von der nachgepinselten Sorte, sondern ein aus eigener, innerer Bildung hervorgegangener, weil er gar nicht anders seyn konnte, und darum wahrhaft ergötzlich, und selbst in seinen ausgelassensten Späßchen noch nicht die Sittlichkeit beleidigend. Nur der unbekanntete Ritter, der am Schlusse des Stückes mit der Fahne erscheint, ist wenigstens

für uns ein ganz und gar nicht hierher gehörendes Wesen und sticht schroff gegen die Haltung des Ganzen ab, ist aber auch sehr leicht zu beseitigen.

Und so können wir gewiß von diesem kräftig frischen Sänger noch Treffliches erwarten, wenn er ohne störenden Einfluß seine Bahn muthig verfolgt. Dem Ziele eines echten Nationalschauspieles scheint er auf dem rechten Wege zuzueilen.

Auf anderm, aber mit gleichem Glücke finden wir den anonymen Verfasser von:

Zeiten und Dinge. Ein Gedicht. — Erlangen, Heyder. 1835. gr. 8. 72 S.

Für jetzt nur der erste Gesang, Aurora überschrieben, aber eine Morgentöche, welche einen hell-erquickenden Tag verspricht.

Ein Schüler Schelling's, der seine Verehrung für seinen großen Lehrer in einer begeisterten Zueignung ausspricht, schildert er das, was sein Werk bringen soll, in folgenden Strophen:

Was sollen diese Blätter vor euch bringen?
Raum weiß ich selbst, was ihre Flügel regte.
Es ist ein ernstes, bebendes Erklinaen
Der Saiten, die ein stiller Hauch bewegte.
O laßt sie ruhig nun zu Ende schwingen,
Bis sich ihr leises Zittern wieder legte.
Vernehmt ihr Flüstern, ihr geheimes Klagen.
Mehr, als ihr glaubet, haben sie zu sagen.

Und könnt ihr fühlen, wie ein sanftes Wehen
Sich ahnungreich auf diesen Tönen wiegte;
Könnt ihr mit mir den stillen Engel sehen,
An den sich liebend jede Zeile schmiegte;
Dann werdet ihr mein Streben auch verstehen,
Besegen wird euch, was mich selbst besegte.
Uns alle dann zu Eines Herdes Flammen
Ruft eine heilige Musik zusammen.

Doch wir müßten das ganze Vorwort hier abdrucken, um allerdings nur in andeutenden Bildern das zu schildern, was wir wohl in diesem Gedichte zu erwarten haben dürften, und was sich am besten in der Vollendung desselben entwickeln will.

Die erste Tempelhalle, in die uns aber hier der Dichter eintreten läßt, ist schon so arkadartig gewölbt, daß wir mit Anbetung und Ernst darin den Gottesdienst mitfeiern helfen, welchen er begehrt. Denn bis zur Schöpfung erstreckt sich sein begeistertes Blick, und schwerlich dürfte je die hohe